

Hansjörg Dilger, Cordula Dittmer, Kristina Dohrn, Daniel F. Lorenz und Martin Voss

Studentisches Forschen in Not- und Sammelunterkünften für Geflüchtete.

**(Selbst-)Kritische Reflexionen aus der Sozial- und
Kulturanthropologie und Katastrophenforschung**

Abstract

Welche Verantwortung, Rahmenbedingungen und Perspektiven der Durchführung haben Universitäten in Forschungen über und mit Geflüchteten? Inwieweit kann es gelingen, konkrete Lehrforschungsprojekte mit ihren strukturellen zeitlichen und inhaltlichen Limitierungen an forschungsethischen Standards auszurichten und wo gelangt ein derartiges Format an Grenzen? Welche aktive Rolle können Studierende selbst in der Gestaltung solcher Projekte einnehmen? Sozialwissenschaftler_innen der Freien Universität Berlin berichten von ihren Erfahrungen mit Lehrforschungsprojekten im Rahmen von BA-Studiengängen. Sie sprechen über Ideale und Grenzen des partizipativen Forschens sowie über die ethischen und praktischen Herausforderungen, die solche Forschungsmodelle mit sich bringen.

Schlagnorte: Lehrforschungsprojekte, Forschungsethik, Partizipation, Notunterkünfte

Doing Research with Students in Emergency Shelters and Collective Accommodation Centers for Refugees. (Self-) Critical Reflections from the Perspective of Social and Cultural Anthropology and Disaster Research

Abstract

What responsibilities do universities have in conducting research on, as well as together with, refugees? Under which conditions do such research initiatives take place, and what lessons can be learnt from their implementation? Social scientists from the Freie Universität Berlin discuss their experiences with seminar-based research projects in the context of BA study programs in social and cultural anthropology and political sciences. They ask how seminar-based research projects can adhere to the ethical standards of social science research, especially with regard to

the structural limitations that are imposed on such projects in relation to their time frames and research topics. They also explore the opportunities to involve students actively in the conceptualization and realization of such initiatives. Finally, they reflect on the ideals and limitations of participatory research approaches, as well as the ethical and practical challenges that such research constellations imply.

Keywords: Seminar-based research projects, Research ethics, Participation, Emergency Shelters

1. Einleitung

Wissenschaft als Prozess des »Wissen-Schaffens« ist in seiner heutigen Form eng mit der Geschichte der kolonialen Expansion – und der Etablierung von Herrschaftsverhältnissen in den kolonialen Metropolen selbst – verbunden: Das Zählen, Vermessen und Klassifizieren stellte während der Kolonialzeit eine Methode dar, das »westlich-rationale Subjekt« einem nach »westlichen Kriterien« klassifizierten »Anderen« gegenüberzustellen und es damit beherrschbar zu machen (Tilley 2011; Kaltmeier 2012). Das Wissen der »Anderen« wurde dadurch abgewertet, »indigene« oder »lokale« Wissensformen verdrängt (Devisch/Nyamnjoh 2011) oder gänzlich ausgelöscht (*epistemicide*, siehe Santos 1998). Gleichzeitig wurden in den Kolonien Herrschaftstechniken erprobt, die der Disziplinierung der Bevölkerungen in den europäischen Nationalstaaten selbst dienten und die diese einer zunehmend systematischen Kontrolle unterwarfen.

Diese Form der »epistemischen Gewalt« – die einerseits Wissenshierarchien produziert und andererseits gesellschaftliche Machtbeziehungen mit-etabliert – durchzieht Prozesse des sozialwissenschaftlichen Forschens bis heute. Sie definiert und repräsentiert damit die »Anderen« auf eine spezifische – meist unreflektierte – Art und Weise, was nicht nur, aber vielleicht besonders für die Forschung mit Geflüchteten gilt. Ihnen fehlt es aufgrund ihres Rechtsstatus, aber auch sprachlicher Barrieren und des fehlenden Zugangs zu den entsprechenden (u.a. medialen) Räumen vielfach an Möglichkeiten, sich an politischen Diskursen zu beteiligen und/oder Gehör zu finden. Des Weiteren sind sie aufgrund ihrer Abhängigkeit vom »Wohlwollen« der Zielgesellschaft besonders vulnerabel, lediglich als Objekte diverser Forschungsprojekte, die im Rahmen des gegenwärtigen »Hypes« der Flüchtlingsforschung entstehen, instrumentalisiert zu werden (Kaltmeier 2012) und ihre Mitbestimmung in der sozialwissenschaftlichen Wissensproduktion nicht einfordern zu können. Parteilichkeit und inadäquate Datennutzung der

Forschenden können sich zudem ebenso wie (Re-)Traumatisierungen oder Gefährdung der eigenen Sicherheit und des Asylprozesses auf einer ganz konkreten physischen Ebene sehr negativ auf die Geflüchteten auswirken. Folglich fordern einige Wissenschaftler_innen eine stärkere partizipative Einbindung – etwa das Forschen *mit* Geflüchteten – (Krause 2016; Dilger/Dohrn/in Collaboration with International Women Space 2016) und schließen damit an den Ruf nach einer »öffentlichen« bzw. »engagierten« Wissenschaft an. In der Sozial- und Kulturanthropologie beispielsweise bezeichnet der Begriff der »engaged anthropology« eine Bandbreite von Möglichkeiten, wissenschaftliche Forschungen in nicht-akademische Zusammenhänge einzubringen und umfasst:

»the basic commitment to our informants, to sharing and support with the communities with which we work, to teaching and public education, to social critique in academic and public forums, to more commonly understood forms of engagement such as collaboration, advocacy, and activism« (Low/Merry 2010: 214).

Gleichzeitig ist das Vorhandensein von Wissen über Geflüchtete gerade für politische Entscheidungsträger_innen eine wertvolle und wichtige Basis, um Integrationsprozesse und Dynamiken des sozialen Miteinanders zu gestalten (Kleist 2016). Dieser gesellschaftlichen und gleichzeitig wissenschaftlich-ethischen Verantwortung angesichts der derzeitigen sozialen und politischen Lage stellen sich auch die Universitäten in verstärktem Maße. Der folgende Artikel fragt (selbst-)kritisch danach, inwieweit die oben aufgeworfenen forschungsethischen Herausforderungen innerhalb der universitären Forschungs- und Lehrstrukturen überhaupt angemessen zu bearbeiten sind und welche Brüche und Ambivalenzen einen derart anspruchsvollen Forschungsansatz in der Praxis begleiten. An der Freien Universität Berlin sind im Wintersemester 2015/16 am Institut für Sozial- und Kulturanthropologie (IfSKA) und der Katastrophenforschungsstelle (KFS) Lehrforschungsprojekte, d.h. Seminare, die Studierende in Forschungsprojekte und -prozesse unmittelbar und mit allen damit verbundenen zeitlichen, organisatorischen und praktischen Beschränkungen einbinden, durchgeführt worden. In diesem Rahmen haben wir – und die Studierenden – uns mit sehr unterschiedlichen Herangehensweisen und Heuristiken den vielfältigen Herausforderungen gestellt, die aus den universitären und feldspezifischen strukturellen Rahmenbedingungen für das Forschen mit und über Geflüchtete in Not- und Sammelunterkünften erwachsen. Mit Bezug auf zwei Lehrveranstaltungen widmen wir uns in diesem Beitrag den Herausforderungen, Begrenzungen und Reflexionsschritten im studentischen Forschen:

- Im BA Sozial- und Kulturanthropologie wurde ein Seminar zur Situation geflüchteter Frauen in Not- und Sammelunterkünften von Studierenden initiiert und von Hansjörg Dilger und Kristina Dohrn betreut. Am Seminar nahmen insgesamt 30 vorwiegend weibliche Studierende teil. Des Weiteren beinhaltete die Veranstaltung eine enge Zusammenarbeit mit dem International Women Space (IWS), einer politisch-feministischen Gruppe von Frauen mit Flucht- oder anderen Migrationserfahrungen.
- Im BA Politikwissenschaften wurde ein Seminar mit dem Titel »Transdisziplinär Forschen in Deutschland« von Martin Voss, Cordula Dittmer und Daniel F. Lorenz von der Katastrophenforschungsstelle Berlin durchgeführt. Das Seminar umfasste acht Studierende, zur Hälfte Frauen und Männer.

Beide Seminare fokussierten die Situationen von Geflüchteten in Not- und Sammelunterkünften, wobei zum einen die besonderen Bedingungen und Perspektiven von geflüchteten Frauen (IfSKA) und zum anderen die allgemeinen Bedürfnisse, Erwartungen und Selbsthilfekapazitäten von Geflüchteten eruiert wurden (KFS), um eben diese Bedürfnisse auf mögliche Hilfsangebote sowohl durch die Not- und Sammelunterkünfte als auch zivilgesellschaftliches Engagement in der Geflüchtetenarbeit abzustimmen. Für die nachfolgende Darstellung wurde ein dialogisches Verfahren gewählt, in dem Vertreter_innen des Instituts für Sozial- und Kulturanthropologie und der Katastrophenforschungsstelle die verschiedenen Herangehensweisen der von ihnen betreuten Projekte sowie deren Implikationen thematisieren.

2. Welche universitären und strukturellen Rahmenbedingungen, Voraussetzungen und Herausforderungen spielten bei der Durchführung der Forschungsseminare eine Rolle?

Institut für Sozial- und Kulturanthropologie (IfSKA): Das Seminar zur Situation von geflüchteten Frauen in Not- und Sammelunterkünften war eine Idee von BA-Studierenden des Instituts. Das Seminar wollte partizipativ mit geflüchteten Frauen arbeiten und sie eng in Planung und Umsetzung der Forschung einbeziehen. Unsere Aufgabe als Mentor_innen des Instituts war es, den Konzeptionsprozess des Seminars bis hin zur Datenerhebung und -auswertung zu begleiten. Auch haben wir konzeptuellen Input bei der Ausarbeitung der Forschungsberichte und -präsentationen gegeben. Solche Seminarkonstellationen sind im Kontext modularisierter Studienprogramme an sich schon eine Herausforderung: In BA- und MA-Studiengängen gibt es feststehende Vorgaben für die Lehrinhalte- und -abläufe.

fe, die sich über die Semester hinweg wiederholen und die von Lehrenden und Studierenden erfüllt werden müssen. Wir nahmen das Seminarprojekt als eine hohe Anstrengung aller Beteiligten wahr, kritische Denkräume jenseits der Routine zu realisieren, die im Streben nach effizienten Studienverläufen und dem zunehmend engen Rahmen neoliberaler Universitätsstrukturen leicht aus dem Blick geraten. Für die geflüchteten Frauen bedeutete dies wiederum, dass sie der Forschung innerhalb ihrer eng gesteckten Tagesroutinen Priorität zuweisen mussten. Dies war nicht für alle Frauen möglich und vermutlich auch nicht von allen, die durch die Forschung angesprochen wurden, gewollt.

Katastrophenforschungsstelle (KFS): Das Ziel des Seminars war es, den Studierenden Einblicke in reale transdisziplinäre Forschungsprozesse im Rahmen der sozialwissenschaftlichen Katastrophenforschung zu ermöglichen. Die KFS arbeitet in ihren Forschungsprojekten aufgrund ihres spezifischen Forschungsgegenstandes eng mit Organisationen des Katastrophenschutzes zusammen. Durch die massive Einbindung dieser Organisationen in den Aufbau und den Betrieb der Notunterkünfte wurden seit Sommer 2015 in verschiedenen Geflüchtetenunterkünften, v.a. Notunterkünften (NUK), in Berlin, Thüringen, Bayern und Schleswig-Holstein Expert_inneninterviews durch KFS-Mitarbeiter_innen durchgeführt. Im Rahmen dieser Forschung wurde von den Betreibern einer Einrichtung das Anliegen geäußert, mehr Informationen über Bedürfnisse, Wünsche und Selbsthilfekapazitäten der Geflüchteten zu erhalten, bevor die Unterkunft die zahlreichen Hilfsangebote aus der Bevölkerung, sich freiwillig für die Geflüchteten zu engagieren, annimmt. Der Ansatz war somit, die Hilfsangebote von Freiwilligen auf die Bedürfnisse und Wünsche der Geflüchteten zuzuschneiden, die Aufgabe des Seminars lag also darin, dieses Anliegen möglichst reflektiert und zugleich anwendungsorientiert durchzuführen.

3. Welchem methodischen, theoretischen und praktischen Vorgehen folgten die Forschungen?

I/SKA: Die Forschung hatte das Ziel, Erkenntnisse über Erfahrungen und Sichtweisen von Frauen in unterschiedlichen Unterkunftstypen für Geflüchtete zu gewinnen. Wir wollten verstehen, wie diese Erfahrungen durch die jeweilige Lage der Unterkunft in der Stadt sowie durch die spezifischen institutionellen Rahmenbedingungen der Unterkünfte geprägt werden. Fünf Gruppen von jeweils drei bis neun Studierenden forschten in insgesamt fünf Sammelunterkünften – drei davon Notunterkünfte. Drei Sammelunterkünfte waren innerhalb Berlins zentral, die an-

deren eher dezentral gelegen. Des Weiteren unterschieden sich die Unterkünfte dadurch, dass einige von ihnen schon länger existierten und über ein entwickeltes Unterstützungsnetzwerk verfügten, während andere erst kürzlich errichtet wurden und keine solche Unterstützungsstrukturen hatten. Die Frauen selbst kamen aus Syrien, Afghanistan und Eritrea – aber auch aus Albanien, Irak, Pakistan und vielen weiteren Ländern.

An der vorbereitenden Sitzung zur Forschung nahmen Vertreterinnen des International Women Space (IWS) sowie eine Frau aus einer Notunterkunft teil. Hier erarbeiteten wir gemeinsam sechs Themenkomplexe, die aus der für uns bis dahin zugänglichen Erfahrungswelt der Frauen in den Geflüchtetenunterkünften stammten und zu denen später dann in informellen Gesprächen und semi-strukturierten Leitfadeninterviews (in der Gruppe und individuell) sowie durch Fragebögen und Mappings Daten erhoben wurden. Die Fragestellungen, die jeweils graduell an die spezifische Situation in den Unterkünften angepasst wurden, betrafen die gesundheitliche Versorgung der Frauen und ihre Erfahrungen mit Registrierung bzw. Bürokratie. Auch fragten wir nach ihren persönlichen Hintergründen und Alltagserfahrungen in den Unterkünften, den dortigen Unterstützungsnetzwerken bis hin zum Empfinden von Sicherheit und dem Schutz der Privatsphäre. Die Berichte aus den Forschungen – sowie die weiteren Veröffentlichungen (Bräu et al. 2016; Dilger/Dohrn/in Collaboration with International Women Space 2016) – wurden an die Betreiber_innen der Unterkünfte, und soweit möglich auch an die geflüchteten Frauen, zurückgespielt.

KFS: Die Forschung war durch die enge Verknüpfung mit der Betreiberorganisation inhaltlich und räumlich relativ klar definiert. Die Studierenden bereiteten sich mit Referaten und Gruppenarbeiten sowohl theoretisch, methodisch als auch forschungsethisch auf die Forschung mit den Geflüchteten vor. Die Betreiberorganisation definierte Zeitfenster, in denen zunächst eine Bekanntmachungsveranstaltung für die Geflüchteten stattfand, für die die Studierenden Plakate und Flyer entwarfen und die über die in der folgenden Woche anstehenden Gespräche informierten. Diese Bekanntmachung wurde ebenso wie die Gespräche durch ehrenamtliche Dolmetscher_innen (arabisch und farsi) unterstützt, deren Bereitschaft beeindruckend, ihre Koordination jedoch herausfordernd war. In den Gesprächen ging es primär um die Situation der Geflüchteten in der NUK, um den Kontakt mit den Menschen außerhalb der NUK sowie ihre eigene Bereitschaft, sich in der NUK mit kleineren Arbeiten zu beteiligen, um Formen von »Ownership« im Sinne einer stärkeren Identifikation und Verantwortungsübernahme (von Unger/Narimani 2012) in der Unterkunft zu ermöglichen. Gerahmt wurden die Gespräche mit kreativen Methoden in Form selbst zu gestaltender Plakate, die im Eingangs-

bereich ausgehängt wurden und die sich im Laufe der Forschungstage immer weiter mit Aussagen und Kommentaren der Geflüchteten füllten. So entstand ein interaktiver Raum des Austausches im Foyer. Zudem gab es für Geflüchtete die Möglichkeit, Fragebögen auszufüllen. Die Gespräche wurden ausführlich protokolliert und den Studierenden im Nachgang immer wieder auch die Möglichkeit der Reflexion mit den Dozent_innen gegeben, um die auftauchenden z.T. sehr belastenden Erzählungen und Erfahrungen zu bearbeiten. Die Ergebnisse aller Methoden wurden ausgewertet und den Mitarbeiter_innen der NUK vorgestellt und in einem Workshop mit diesen diskutiert. Die Interessen der Betreiberorganisation lagen nicht darin, die Ergebnisse auch den Bewohner_innen zu kommunizieren. Dies ist von den Forschenden insbesondere unter forschungsethischen Gesichtspunkten sehr kritisch gesehen und mit den Studierenden intensiv diskutiert und reflektiert worden.

4. Welches waren die zentralen Ergebnisse und Erkenntnisse?

I/SKA: Für fast alle geflüchteten Frauen, die an der Forschung teilnahmen, stellten ihre gegenwärtige Rechts- und Unterbringungssituationen sowie die Ungewissheit über ihre Zukunft eine enorme Belastung dar: Sie warteten auf eine Verbesserung ihrer Situation, ein Voranschreiten des Asylprozesses etc. – und konnten gleichzeitig keinen Einfluss darauf nehmen. Ihre Prioritäten lagen daher auch weniger auf konkreten Veränderungen in den Unterkünften selbst. Vielmehr strebten sie nach einem selbstbestimmten Leben, das eine eigene Wohnung und Arbeits- bzw. Weiterbildungsmöglichkeiten für sich und ihre Familien einschließt. Gerade in den Notunterkünften war der Wunsch nach mehr Selbstbestimmung groß: Zeitlich und räumlich reguliertes Essen gab den Frauen häufig den Eindruck, noch nicht einmal über ein Minimum an Autonomie, nämlich über die Frage, was man wann zu sich nimmt, bestimmen zu können. Sie wünschten sich die Möglichkeit, Nahrung selbst auszuwählen und gemeinsam zuzubereiten.

Auch der schlechte Zustand der sanitären Anlagen, die häufig nicht verschließbar sind, stellt vor allem für Frauen ein Gesundheits- und Sicherheitsrisiko dar. Das Bedürfnis nach exklusiven Räumen und Angeboten für Frauen war allgemein groß: Manche Frauen berichteten von fehlenden Rückzugsmöglichkeiten, um etwa Kinder zu stillen, die Kleidung zu wechseln, das Kopftuch abzulegen und ungestört von der Anwesenheit und den Blicken von Männern zu interagieren. Gleichzeitig zeigen die Forschungsergebnisse, dass bereits vorhandene Freizeit- und Sprachangebote sowie Informationen viele Frauen nicht erreichen, da sie nur

in gewissen Sprachen (meist arabisch und farsi) und häufig nur schriftlich zur Verfügung gestellt werden. Dies stellt für nicht-alphabetisierte Frauen und für solche, die einer sprachlichen Minderheit der Bewohnerinnen und Bewohner der Unterkünfte angehören, ein Problem dar, wodurch sie eine doppelte Marginalisierung erfahren.

KFS: Der Alltag der Geflüchteten zeichnet sich durch die Ambivalenz aus, einerseits aufgrund von Verwaltungsangelegenheiten und Kinderbetreuung (gefühlte) keine Zeit zu haben, andererseits jedoch im Zustand von Ereignislosigkeit, Lethargie und des ständigen Wartens verhaftet zu sein. Dieser liminale Zustand des *in-between* führt dazu, dass sich die Erwartungen an die Zukunft bis ins Unrealistische projizieren: »Wenn erst der Job, die Arbeit, die Wohnung, der Schulplatz ... erreicht sei, dann werde alles gut«. Viele Hoffnungen auf eine bessere Zukunft und Integration in Deutschland werden an ihre Kinder geknüpft, ihnen das Gelingen der Integration fast schon aufgebürdet.

Es gibt eine große Unsicherheit und Unwissen unter den Geflüchteten, insbesondere was ihre Rechte und Pflichten angeht. Viele äußerten Ängste darüber, dass ihnen ihre Kinder genommen würden, wenn sie sich bspw. auf dem Spielplatz versehentlich verletzten. Als schwierig und angstbesetzt wurde auch das Verhältnis zur Sicherheitsfirma angesehen. Durch die intransparente Informations- und Kommunikationspolitik wurden Verstöße der Bewohner_innen gegen eine ihnen bis dato nicht bekannte Hausordnung nach eigener Wahrnehmung sehr streng, Verstöße der Sicherheitsfirma hingegen so gut wie gar nicht sanktioniert. Hier wurden von den Forschenden die Einführung von wöchentlichen Informationsveranstaltungen und die Vermittlung von Hilfsangeboten dringend empfohlen, die über reine Freizeitbeschäftigungen hinausgehen. Da »Freizeit« als Konzept unter den Bewohner_innen wenig bekannt war bzw. der Stellenwert eher gering geschätzt wurde, wünschten sich diese v.a. Unterstützung bei der Orientierung in der deutschen Gesellschaft, sei es in rechtlichen oder in politischen Angelegenheiten. Die Ausgangsfrage des Projekts und damit das Anliegen der Betreiberorganisation wurden somit anders als erwartet beantwortet, indem nicht nur anspruchsvollere Angebote als die bereits durch externe Hilfe vorhandenen notwendig erscheinen, sondern zudem auch die Vermittlung einer realistischen Zukunftsperspektive, die auch das potenzielle Scheitern des Integrationsprozesses – von der formalen Ablehnung des Asylantrages bis hin zum Scheitern an den gesellschaftlichen Normen und Wertvorstellungen – einschließen sollte (vgl. Dittmer/Lorenz 2016b). Im Laufe des Forschungsprozesses zeigte sich zunehmend, dass die Ergebnisse mehr einer Sensibilisierung der Betreiberorganisation für die bis dato wenig wahrgenommenen und ganz anders gelagerten lebensweltlichen

Erfahrungen der Bewohner_innen dienen müssten anstelle der ursprünglich anvisierten objektiven Gegenüberstellung von Bedürfnissen auf der einen und Angeboten auf der anderen Seite. Entsprechend wurde versucht, der Betreiberorganisation die Perspektiven und Erwartungen der Bewohner_innen transparent zu machen.

5. Reflexion der Rolle der Wissenschaft: Welche Herausforderungen traten insbesondere für die eigene Disziplin und/oder für den Spagat zwischen Grundlagen- und Praxisforschung auf?

IfSKA: Das Seminar war ein kollaborativer Forschungs- und Lernraum, in dem Studierende, Lehrende, geflüchtete Frauen und der International Women Space (IWS) gleichberechtigt zusammenarbeiten wollten und sollten. Dies warf teils ganz praktische Herausforderungen auf: So war es nicht leicht, Zugänge zu den Not- und Sammelunterkünften zu etablieren, die solchen Forschungsinitiativen – zumindest teilweise – kritisch gegenüberstehen. Die Bedenken einzelner Leiter_innen bestanden darin, dass die von ihnen verantworteten Unterkünfte bzw. die Geflüchteten selbst durch das Interesse von Forscher_innen potenziell überwältigt würden – ohne dass die Teilnahme an der Forschung für die Akteur_innen in den Unterkünften immer einen unmittelbaren Mehrwert habe.¹ Aus diesem Grund haben wir auch darauf geachtet, dass wir Sammelunterkünfte in die Forschung einbeziehen, die nicht zentral gelegen sind und damit weniger Aufmerksamkeit von Forschenden oder Freiwilligen erhalten. Ebenso war uns bzw. den Studierenden daher die enge Zusammenarbeit mit der aktivistischen Gruppe IWS und mit den Frauen aus den Unterkünften ein besonders großes Anliegen.

Gerade die Studierenden waren sich ebenfalls sehr bewusst, wie sensibel – und auch herausfordernd – eine Forschung im Kontext von Not- und Sammelunterkünften ist. So hatten sie mit einer Vielzahl von Sprachbarrieren zu tun und es war kaum möglich, für alle kommunikativen Bedürfnisse (arabisch, farsi, albanisch u.v.m.) adäquate Übersetzungen bereitzustellen. Auch war es eine große Herausforderung, geflüchtete Frauen selbst in den Forschungsprozess einzubeziehen, da es enorm schwierig war, in der sehr kurzen Zeit des Forschungsverlaufs eine hinreichende Vertrauensbasis aufzubauen. Hieraus ergaben sich vielfältige ethische Fragen, z.B. nach einem verantwortungsvollen Forschen und der eigenen

¹ Dieser Befund lässt sich jedoch nicht verallgemeinern: In anderen Unterkünften wurde unsere Forschungsinitiative von Anfang an mit Interesse aufgenommen und unterstützt.

Positionalität bzw. Forschungslegitimation.² Diese Fragen konnten kaum innerhalb eines Semesters, in dem die Datenerhebung und -auswertung ja weitgehend abgeschlossen sein sollte, angemessen diskutiert werden. Gleichzeitig war es beeindruckend zu sehen, dass die Studierenden ganz unterschiedliche Initiativen entwickelten, um Beziehungen zu den Frauen aufzubauen und diese auch über die Zeit der Forschung hinaus zu erhalten. Alle diese Aspekte waren ein kontinuierlicher Bestandteil der Reflexion und Aushandlung im Seminarkontext – aber eben auch darüber hinaus in den Unterkünften und in Gesprächen mit dem IWS – und sie beschäftigen uns nun im Nachgang mit Blick auf Präsentationen der Forschungsergebnisse, die wir nach aller Möglichkeit gemeinsam durchführen.

KFS: Der Spagat zwischen Wissenschaft und Praxis bedeutete wie in vielerlei anderen Kontexten, die v.a. eine *transdisziplinär* orientierte Katastrophenforschung auszeichnen, dass zumeist (zu) wenig Zeit und personelle Ressourcen zur Verfügung stehen und es sich um sehr output-orientierte Forschung handelt, von der mehr konkrete Ergebnisse und Handlungsanweisungen denn wissenschaftlich-konzeptionelle Abstraktionen erwartet werden. Die engen zeitlichen und räumlichen Rahmenbedingungen, die von Seiten der Betreiberorganisation unter den Kontextbedingungen zur Verfügung gestellt werden konnten, führten daher zu einer sehr engen Taktung des Forschungsprozesses, was die Gefahr der Verobjektivierung der Geflüchteten als reine Datenquellen bedeutet. Um dieser Gefahr zu begegnen, suchten Studierende und Dozierende das »Forschen über« Geflüchtete in ein »Forschen mit« Geflüchteten zu transformieren, die Möglichkeiten stellten sich jedoch in der Praxis schnell als sehr begrenzt heraus. Die zeitlichen wie räumlichen Rahmenbedingungen standen diesem Anspruch ebenso entgegen wie die Heterogenität der Bewohner_innen und ihre zum Zeitpunkt der Untersuchung gänzlich anders gelagerten Bedürfnisse.

Die Geflüchteten beteiligten sich sehr rege an den Gesprächen und drückten ihre Dankbarkeit darüber aus, dass jemand ihnen zuhörte und sich nach ihrer Lage erkundigte. Unter den Gesprächspartner_innen fand sich eine hohe Anzahl an Hochschulabsolvent_innen, die sich anscheinend gerade durch die wissenschaftliche Ansprache deutlich wertgeschätzt fühlten. Auf der anderen Seite konnten viele Erwartungen und Bedürfnisse, die Geflüchtete an uns herangetragen haben, aufgrund struktureller Begrenzungen nicht erfüllt werden, da bspw. die infrastrukturelle Ausstattung der NUK sowie der Personalschlüssel der betreibenden Organisation maßgeblich durch Gesetzgebungen und das entsprechende Landesamt be-

2 Für ein prozesshaft, d.h. nicht-normativ geprägtes Verständnis ethischen Forschens in Ethnologie und Soziologie siehe von Unger et al. (2016).

dingt werden – an gutem Willen der Betreiberorganisation mangelte es nicht. Eine besondere Bedeutung kommt auch den Dolmetscher_innen zu, die in diesem Forschungsprozess – und in NUK im Allgemeinen – eine zentrale Rolle spielen. Während des Seminars nahmen die Dolmetscher_innen teilweise selbst Einfluss auf das, was die Bewohner_innen (nicht) antworten sollten, wie sich im Nachhinein herausstellte. Aber auch im Alltag der NUK, sei es bei der Verteilung von Gütern und Privilegien oder sei es, dass sie die Bewohner_innen durch »falsche« Übersetzungen vor negativen Aussagen der Leitung oder Sicherheitsfirma schützten, stellen die Dolmetscher_innen eine nicht zu unterschätzende Variable dar, deren Einfluss auf eine forschungsethisch reflektierte Arbeitsweise besonders zu analysieren ist. Als Dozent_innen standen wir auch vor der Aufgabe, Strukturen, Wünsche und Fragen der Betreiberorganisation mit den Strukturen des Seminars sowie eigenen Forschungsansprüchen zu verbinden. Dabei bedeuten der begrenzte Zeitraum an sich, besonders aber die Überlagerung der unterschiedlichen Sozialzeiten – des strukturell vorgegebenen Seminarzeitraumes auf der einen und der sich hochdynamisch entwickelnden Gegebenheiten in der NUK auf der anderen Seite – eine große Herausforderung. Zudem fand die Forschung in der Aufbau- und Verstetigungsphase der NUK statt, die Mitarbeiter_innen waren zeitlich sehr stark beansprucht, so dass uns maximale zeitliche Flexibilität abgefordert wurde. Eine Erfahrung aus dieser Forschung war damit: Der Ressourceneinsatz dieser Art von Lehrforschungsprojekt geht weit über das in normalen Seminaren übliche Maß hinaus. Weder bei der Anerkennung der Studierendenleistungen noch der Berechnung des Lehrdeputats findet dieser Mehreinsatz jedoch Berücksichtigung. Neben der Eigenmotivation für die Lehrenden heißt das, dass die Motivation der Studierenden von Anfang an besonders groß und ständig durch die Dozent_innen gefördert und aufrechterhalten werden muss – es wird von den Studierenden mehr erwartet, als sie formal leisten müssten, was sich in einer veränderten Sozialbeziehung niederschlägt, die für beide Seiten sehr interessant sein kann, aber eben auch herausfordernd ist.

6. Welche Erkenntnisse lassen sich zusammenfassend aus dieser Art der Forschung ziehen?

I/SKA: Mit diesem Seminar wollten wir einen kritischen Denk- und Forschungsraum etablieren, der gegenwärtige, zunehmend routinierte Studienstrukturen überwindet und sich zudem kontinuierlich selbst reflektiert. Über die Kollaboration mit dem IWS, aber auch die direkten Begegnungen mit geflüchteten Frauen und

ihren Lebensbedingungen, wurde das Nachdenken über wissenschaftsethische und gesellschaftspolitische Verantwortung in Wissens- und Methodenformaten bearbeitet, die klassische Methodenseminare bislang nur unzureichend vermitteln können (vgl. Dilger et al. 2015; von Unger et al. 2016). Am Beispiel des Themas Flucht haben wir deutlich gesehen, dass das Erlernen verantwortungsvollen Forschens weit über technische Fragen der bestmöglichen Datenerhebung und -auswertung hinausreicht. Im Sinne einer *engaged anthropology* (s.o.), die in den universitären Lehralltag integriert ist, haben wir versucht, ein Forschungsformat zu entwickeln, das fachlich relevante Ergebnisse liefert und gleichzeitig sowohl aus Sicht der geflüchteten Frauen wie auch für eine aktivistische Gruppe relevant ist. Des Weiteren haben wir versucht, Prozesse des homogenisierenden *Othering* und des Krisendenkens (Kehr 2015; Holmes/Castañeda 2016; Cabot 2015) – aber auch die enorme Hilfsbereitschaft vieler Freiwilliger (Bochow 2015) – zu hinterfragen, um gesellschaftlich-stereotypisierende Debatten über »die Geflüchteten« aufzubrechen und nicht selbst in die »Helfer_innenposition« zu verfallen.

Im Seminarrahmen haben wir es als herausfordernd empfunden, all diesen Ansprüchen im knappen Zeitraum eines Semesters gerecht zu werden und Daten zu erheben, die erstens unserem fachlich-ethnographischen Anspruch entsprechen, zweitens kurzfristig relevante Ergebnisse liefern und dabei drittens anerkennen, dass die Probleme der betroffenen Personen fundierte und langfristige Antworten benötigen. Studierende sind keine erfahrenen Forscher_innen, sondern mussten im Seminar – eingebettet in das Nachdenken über all die ethischen Herausforderungen, die der Spagat zwischen diesen Ansprüchen aufwirft – zunächst methodisches Wissen erwerben, das die meisten von ihnen erstmals anwendeten. Auch lernten sie verschiedene Formen der Vermittlung von Forschungsergebnissen kennen, die neben dem Fachpublikum auch die weitere Öffentlichkeit einbeziehen: In diesem Seminar wurden die gewonnenen Erkenntnisse bei der Berliner Langen Nacht der Wissenschaften sowie in Form eines Blogtexts der Studierenden (Bräu et al. 2016) und eines Buches (Dilger/Dohrn/in Collaboration with International Women Space 2016) zugänglich gemacht.

Schließlich merkten wir in diesem Seminar aber auch, dass wir eine viel generellere Diskussion darüber benötigen, wie Universitäten die mit dem Thema »Flucht« verbundenen gesellschaftlichen Transformationen längerfristig kritisch reflektieren und mitgestalten können: Das Thema Flucht – ebenso wie andere aktuelle Themen der Gesellschaft – sollte akademische Gewohnheiten herausfordern und diese mitverändern! Hierzu gehört u.E. nicht allein, dass Universitäten Studienplätze für geflüchtete Menschen einrichten und diese nach Möglichkeit mit Stipendien versehen. Auch verweist unser Seminar auf die Notwendigkeit, aus den

Universitäten heraus Modelle und Vorschläge zu entwickeln, auf welche Weise das zukünftige Zusammenleben in einer diversen Gesellschaft gestaltet werden kann. Unser Seminar hat gezeigt, dass solche Modelle gemeinsam mit Studierenden und Akteur_innen aus der Praxis – und vor allem geflüchteten Menschen selbst – entwickelt werden sollten. Das gilt, obgleich unsere eigenen Erfahrungen zeigten, dass dieses Vorgehen immer wieder auch die Wahrnehmung eigener Unzulänglichkeit angesichts der selbst gesteckten Ansprüche beinhaltet. Die Sozial- und Kulturanthropologie kann hier wichtige Impulse geben, da ethnographisches Arbeiten heute immer partizipativ und auf den reflexiven Dialog mit allen an einer Forschung Beteiligten angelegt ist.

KFS: Die Ergebnisse wurden bisher in zwei Blogbeiträgen (Dittmer/Lorenz 2016a; 2016c), einer Dokumentation (Dittmer/Lorenz 2016d) und Ausarbeitungen der Studierenden verarbeitet. Forschungsethische Grundsätze wurden zwar eingehalten, darüber hinausgehenden Ansprüchen wie die aktive Beteiligung der Geflüchteten an dem Forschungsprozess konnte jedoch nur sehr bedingt entsprochen werden. Die Begleitung eines solchen Seminars ist auch für die Dozent_innen eine besondere Herausforderung, die deutlich über die mit üblichen Seminarformaten verbundenen Anforderungen hinausreichen und daher nicht unterschätzt werden sollte. Zu fragen ist zudem, ob Dozent_innen selbst die erforderlichen Kapazitäten und Kompetenzen haben, ausreichenden Rückhalt zu bieten und wer sie dabei unterstützt.

Eine über die spezifische Lehrveranstaltung hinausgehende Frage für diese Art der transdisziplinären Arbeit ist methodologischer und ethischer Art: Wie lässt sich eine Studie auch unter zeitlich extrem knappen und strukturell begrenzten Rahmenbedingungen durchführen, wenn ein solches Anliegen von Seiten der Hilfsorganisation an die Forscher_innen herangetragen wird und dabei sowohl ethischen wie wissenschaftlichen Kriterien entsprechen soll? Der »duale Imperativ« (Krause 2016; Jacobson/Landau 2003), also sowohl wissenschaftliche Anforderungen zu erfüllen und zugleich das Wissen den Organisationen und Entscheidungsträgern, besonders aber auch den Betroffenen oder jenen Menschen, um die es in den Forschungen zentral geht, zur Verfügung zu stellen, ist für die Arbeit an der Katastrophenforschungsstelle substanziell. Die in der Katastrophenforschung verbreitete Methode der *Quick Response Research* (Philipps 2014; Kendra/Gregory 2015; Citraningtyas et al. 2010), in der möglichst zeitnah nach einer Katastrophe Forschung mit betroffenen Menschen durchgeführt wird, reflektiert diese Ambivalenzen. Letztlich steht am Ende und am Anfang jedes derartigen Vorhabens die Frage, ob es besser ist, dieses aus ethisch-moralischen Erwägungen gar nicht erst durchzuführen oder diese mit all den Beschränkungen zu riskieren (da-

zu auch Krause 2016). Eine Forschung dieser Art zu riskieren, sollte zugleich mit dem Anspruch verknüpft werden, wenigstens etwas zur Minderung des Leidens beizutragen und einen möglichen »Schaden« durch die Untersuchung selbst zu minimieren. Eine einfache Antwort wird es wohl auch zukünftig hier nicht geben können. Es wird stets darauf ankommen, in welcher Situation mit welchen Fragen und Methoden und welchen Möglichkeiten eine Studie durchgeführt wird. Für die Katastrophenforschungsstelle waren die Ergebnisse dieser Lehrveranstaltung un-
gemein aufschlussreich, von Seiten der Studierenden kamen durchweg positive Rückmeldungen, die Betreiberorganisation der Notunterkunft hat die Ergebnisse außerordentlich begrüßt – und die Geflüchteten? Soweit eine Bewertung überhaupt möglich ist, zeigten sich die Beteiligten – gut ein Drittel der Bewohner_innen – zumindest sehr engagiert. Mit der Forschung haben wir keine »Schäden« in der Form produziert, dass wir sie durch unsere Gespräche in Gefahr gebracht, gezwungen oder retraumatisiert hätten. Zwar wurde im Verlauf der Forschung in der NUK eine Hausordnung erarbeitet und sollte allen Bewohner_innen vorgestellt werden, auch wurden unsere Anregungen sehr rege diskutiert, ob jedoch unsere Forschung konkret etwas zur Verbesserung der Situation der Geflüchteten beigetragen hat, lässt sich zumindest heute kaum beurteilen.

Literatur

- Bochow, Astrid (2015), »We Are Only Helping!« *Volunteering and Social Media in Germany's New »Welcome Culture«*, <http://www.medizinethnologie.net/volunteering-and-social-media-in-germanys-new-welcome-culture/>, 1.7.2016.
- Bräu, Miriam, et al. (2016), »Starting below Zero«: *On the Situation of Women* in Refugee Camps in Berlin*, <http://www.medizinethnologie.net/author/miriam-braeu/>, 1.7.2016.
- Cabot Heath (2015), *Crisis and Continuity: A Critical Look at the »European Refugee Crisis«*, <http://allegralaboratory.net/crisis-and-continuity-a-critical-look-at-the-european-refugee-crisis/>, 28.6.2016.
- Citrangingtyas, Theresia/MacDonald, Elspeth/Herrman, H. (2010), A Second Tsunami? The Ethics of Coming into Communities Following Disaster, *Asian Bioethics Review*, 2 (2), 108–123.
- Devisch, René/Nyamnjoh, Francis (Hrsg.) (2011), *The Postcolonial Turn: Re-Imagining Anthropology and Africa*, Bamenda.

- Dilger, Hansjörg/Dohrn, Kristina (Hrsg.), in Collaboration with International Women Space (2016), *Living in Refugee Camps in Berlin: Women's Perspectives and Experiences*, Berlin.
- Dilger, Hansjörg/Huschke, Susann/Mattes, Dominik (2015), Ethics, Epistemology, and Engagement: Encountering Values in Medical Anthropology, *Medical Anthropology*, 34 (1), 1–10.
- Dittmer, Cordula/Lorenz, Daniel F. (2016a), *Das Flüchtlingslabel: Schauplatz diskursiver Kämpfe um Anerkennung*, <https://zib-online.org/2016/05/19/das-label-fluechtlings-homogenisierung-und-viktimisierung-durch-eine-globale-label-konstruktion/>, 12.10.2016.
- Dittmer, Cordula/Lorenz, Daniel F. (2016b), *Die Flüchtlingsthematik als Herausforderung für Katastrophenschutz und -forschung. Lessons Learned einer Begegnung zwischen Wissenschaft und Praxiskatastrophennetz. Bericht zum Kat-Net-Workshop*, Berlin.
- Dittmer, Cordula/Lorenz, Daniel F. (2016c), *Strukturelle Regellosigkeit in einer überregelten Welt. Was steht einer Partizipation geflüchteter Menschen in Deutschland entgegen?*, <http://fluechtlingsforschung.net/strukturelle-regellosigkeit-in-einer-uberregelten-welt/>, 12.10.2016.
- Dittmer, Cordula/Lorenz, Daniel F. (2016d), »Waiting for the bus that never comes« – Quick Response Erhebung von Bedürfnissen und Selbsthilfepotenzialen geflüchteter Menschen in einer Berliner Notunterkunft, *Katastrophenforschungsstelle Forschungsbericht*, Nr. 1.
- Holmes, Seth/Castañeda, Heide (2016), Representing the »European Refugee Crisis« in Germany and Beyond: Deservingness and Difference, Life and Death, *American Ethnologist*, 43 (1), 12–24.
- Jacobson, Karen/Landau, Loren B. (2003), The Dual Imperative in Refugee Research: Some Methodological and Ethical Considerations in Social Science Research on Forced Migration, *Disasters*, 27 (3), 185–206.
- Kaltmeier, Olaf (2012): Methoden dekolonialisieren. Reziprozität und Dialog in der herrschenden Geopolitik des Wissens, in: Kaltmeier, Olaf/Corona Berkin, Sarah (Hrsg.): *Methoden dekolonialisieren. Eine Werkzeugkiste zur Demokratisierung der Sozial- und Kulturwissenschaften*, Münster, 18–44.
- Kehr, Janina (2015), *Alltägliche Krisen: Flucht, Medizin und Migration. Ein Denkeinstieg*, <http://www.medizinethnologie.net/alltaegliche-krisen/>, 20.6.2016.
- Kendra, James/Gregory, Sarah (2015), Workshop on Deploying Post-Disaster Quick Response Reconnaissance Teams: Methods, Strategies, and Needs, *Disaster Research Center Final Project Report*, Nr. 60.

- Kleist, Olaf (2016), *Plädoyer für systematische Flüchtlingsforschung. Olaf Kleist im Gespräch mit Ute Welty*, http://www.deutschlandradiokultur.de/politologie-olaf-kleist-plaedoyer-fuer-systematische.1008.de.html?dram:article_id=367943, 8.10.2016.
- Krause, Ulrike (2016), Ethische Überlegungen zur Feldforschung. Impulse für die Untersuchung konfliktbedingter Flucht, *CCS Working Paper Series*, Nr. 20.
- Low, Setha/Merry, Sally Engle (2010), Engaged Anthropology: Diversity and Dilemmas. An Introduction to Supplement 2, *Current Anthropology*, 51, Supplement 2, 203–226.
- Phillips, Brenda (2014), *Qualitative Disaster Research*, Oxford.
- Santos, Boaventura d. S. (1998), The Fall of the Angelus Novus: Beyond the Modern Game of Roots and Options, *Current Sociology*, 46 (2), 81–118.
- Tilley, Helen (2011), *Africa as a Living Laboratory: Empire, Development, and the Problem of Scientific Knowledge, 1870–1950*, Chicago.
- Unger, Hella von/Dilger, Hansjörg/Schönhuth, Michael (2016), Ethikbegutachtung in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschung? Ein Debattenbeitrag aus soziologischer und ethnologischer Sicht, *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 17 (3), Art. 20.
- Unger, Hella von/Narimani, Petra (2012), Ethische Reflexivität im Forschungsprozess: Herausforderungen in der Partizipativen Forschung, *WZB Discussion Paper*, SP I 2012–304.

AutorInnen:

Hansjörg Dilger, Prof. Dr., Sozial- und Kulturanthropologie, Freie Universität Berlin.

Cordula Dittmer, Dr., Katastrophenforschungsstelle (KFS), Freie Universität Berlin.

Kristina Dohrn, Sozial- und Kulturanthropologie, Freie Universität Berlin.

Daniel F. Lorenz, Katastrophenforschungsstelle (KFS), Freie Universität Berlin.

Martin Voss, Prof. Dr., Katastrophenforschungsstelle, Freie Universität Berlin.